

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 93.

Donnerstag, 22. April.

1915.

## Klippen.

Roman von Hélène Schéde-Peller.

Nachdruck verboten.

### I.

Im Mautental, dort, wo der Tannenwald aufhört und die Aue beginnt, steht ein Haus mit leuchtenden, weißen Mauern und tieflüberhängendem, rotem Dach. Es ist wie ein Pilz aus der Erde gewachsen und schaut zu den Tannen auf und zur Wiese hinunter und fühlt sich bald zu den einen, bald zur anderen hingezogen.

Durch das Schweigen des Waldes tönt nie verhallendes Fragen. Es zittert in den Goldfäden, die der Sommer zwischen den Stämmen spinnt, und in dem Blau des Himmels, das durch die Zweige schimmert. Es klingt laut, wie wild begehrende Leidenschaft, wenn der Sturmwind durch die Lüfte braust und den Wald bis in seine Tiefen erschüttert.

Und neben diesem bangen Fragen zieht die Sehnsucht durch den Wald; das starke unwüchtige Empfinden, das die Menschheit verloren hat, und das hier im Schoße der Natur verborgen liegt; das Glück, das sie nicht verstand, und das sich in die Tiefen des Waldes flüchtete.

Durch den Wald rauscht ein Fragen und Sehnen. Durch die Wiese aber lacht übermütiger Sonnenschein, der über quälende Fragen hinweghuscht und den Augenblick im Flug erhascht. Im Garten und im Feld flammen rote Rosen und Mahnblumen auf und atmen Liebe und farbenfalte Freude aus. In der blauen Luft gonkeln Schmetterlinge umher und tragen auf glänzenden Flügeln das leicht beschwingte Glück.

Und an der Grenze zwischen dem übersprudelnden Leben auf der einen und dem sinnenden Ernst auf der anderen Seite steht das Haus, in dem Hans Nidling den Sommer über wohnt.

Hans Nidling ist wie ein Teil vom großen Wald, an den sich sein Haus anlehnt. Wenn er durch die Tannen wandert, fühlt er unter der harten Stammrinde die Liebe pochen, die der Menschheit verloren ging, und unter dem Moos das Glück zittern, das sie nicht verstanden hat. Er begehrt, jene verlorene Liebe zurückzugewinnen — mit sehnächtigen Armen das tiefversteckte Glück zu umfassen — er grübelt und fragt — er sehnt sich und schweigt wie der dunkle Tannenwald; deshalb ist er auch unergründlich und einsam wie er.

Die Welt nennt ihn einen Sonderling; aber sie schmeichelt ihm doch, weil er jung und reich und ein namhafter Dichter ist. Die Frauen bewundern ihn, sie werben um seine Gunst und nennen ihn einen interessanten Menschen. Sie laden ihn ein, geben feinetwegen Gesellschaften und rühmen sich dessen. Den Winter verbringt er in Berlin — dann kommen sie zu ihm — wie die Schmetterlinge, die auf der Wiese herumtollen, und bringen auf lächelnden Lippen das leicht beschwingte Glück.

Und weil junges, warmes Blut in seinen Adern fließt, pflicht er die Liebe, die für ihn erblüht und im Mascheln der Seidenkleider und Wehen der Spitzen zu ihm eilt, und trinkt auf die Weise den Becher des Lebens.

Aber diese Frauen bleiben ihm alle innerlich fremd — auch die Freunde, die er hat, stehen jenseits, er diesseits. Bis in die Einsamkeit seiner Seele ist noch keiner gedrungen — sie leben ja alle im Lärm und Hasten der Welt — und wissen nichts vom großen Schweigen, das die Seelen umfängt, an denen die Sehnsucht nach Vollkommenheit zehrt, und in denen die Gedanken wachsen und reifen, die im Sturm geborenen Gefühle sich läutern, um später Tausende zu erleuchten und zu erwärmen.

Deshalb ist Hans Nidling immer allein. Es macht keinen wesentlichen Unterschied, ob er in einem Ballsaal steht, an seinem Schreibtisch sitzt oder durch den Wald wandert — der Rahmen ändert sich; aber der Kern des Lebens bleibt derselbe, und durch sein Lachen, Plaudern und Lieben zittert immer eine Stimme, die keiner vernimmt.

Seine Frau versteht ihn nicht und geht fast wie eine Fremde neben ihm her. Sie ist keine schlechte Frau; sie haben sogar aus Zuneigung geheiratet, er war fünf- undzwanzig, sie fünf Jahre jünger; aber als die erste Leidenschaft sich gelegt hatte und das Kind gestorben war, das sie inniger verbunden hätte, merkten sie beide, daß sie nicht zueinander paßten. Ihre Seele war auf Sonnenschein, seine auf Sturm gestimmt. Er begehrt, unerreichbare Höhen zu erklimmen und suchte und rang in steter Unruhe und Unzufriedenheit; für sie lag das Glück in der sonnüberfluteten Wiese, zu der man mühe-los gelangte.

Sie nannte sein Träumen „Hypochondrie“ und konnte nicht begreifen, daß er rastlos immer weiter strebte, statt sich mit dem Erreichten zufrieden zu geben und sich seiner dichterischen Erfolge zu freuen.

Da spannt sich ein jeder in seine Einsamkeit, und die Kluft, die sie trennte, wurde immer größer.

Sie begann, sich in der Berliner Gesellschaft zu zerstreuen und dort den Sonnenschein, der ihr Lebensbedingung war und den sie an ihrem Gatten vermiste, zu suchen. Sie fand ihn auch; denn sie war jung und hübsch.

Nun geschah es, daß auch durch sein Leben ein Strahl des Glückes glitt, das er bisher nur geahnt und ersehnt hatte.

Der Zufall führte sie zusammen. Sie hatte sich im Wald mit ihrem zwölfjährigen Töchterchen verirrt und bat ihn, ihr den richtigen Weg zu zeigen. Und weil sie ein anmutiges Gesicht, ausdrucksreiche Augen und feine Lippen hatte, scheute er den Umweg nicht und begleitete sie nach Hause. Er erzählte ihr von seiner Frau, die mit einer Schwägerin einige Wochen in der Sommerfrische verbrachte, während er zur Arbeit die Ruhe seines Thüringer Hauses im Mautental vorzog. Fragte sie dann nach ihrem Mann, erfuhr, daß sie seit fünf Jahren Witwe war, den Winter in Berlin verbrachte und im Sommer in einem Landhaus im Mautental wohnte.

Sie liebte die Tannen sowohl wie die sonnige Wiese, in ihrem Herzen hatten sich beide zu einer Harmonie verschmolzen.

Sie erinnerte Nidling an jene Madonnenbilder, die in Italien in weltverlorenen Kapellen Frieden in das Menschenherz senken; nur in ihren Augen schimmerte eine Glut, die den vergeistigten Madonnengesichtern fern blieb.

Einige Tage darauf trafen sie sich wieder, wie zufällig im Wald.

Sie setzten sich auf eine Bank mit dem Kinde zwischen ihnen.

„Wie heißt du?“ fragte er das Mädchen, um durch ein Wort den Bann, der ihn umfassen hielt, zu brechen.

„Anneliese Roswald“, antwortete das Kind; „aber“, fügte es rasch hinzu, „die Menschen, die Mama lieb haben, nennen mich „Röschen“, weil sie früher auch so hieß.“

„Also werde ich auch Röschen zu dir sagen“, versetzte er rasch.

Er sprach die zutrauliche Anrede mit sichtlicher Freude aus, und die Innigkeit, die er hineinlegte, fand das rasch pochende Herz der Mutter.

Er blieb lange neben ihr sitzen auf der stillen Bank, und ihm war wohl dabei; die Wärme, die ihrem Wesen entströmte, drang langsam in sein Herz, und durch das Schweigen seiner Seele klangen ganz leise die ersten Frühlingsstimmen.

Er war in ihren Augen nicht der Sonderling, der interessante Schriftsteller oder der Träumer, sondern ein Mann, zu dem sie sich mit den verborgensten Tönen ihrer Seele hingezogen fühlte.

Sie dachte nicht über diese Empfindung nach, sie hätte sich wahrscheinlich geträumt, hätte man ihr gesagt, daß dies erwachende Liebe sei; sie gab sich fast unbewußt dem Glücksgefühl des Zusammenseins hin.

Das Gespräch glitt von einem Gegenstand zum anderen; sie merkten beide nicht, wie schnell die Zeit verrann.

Sie sprachen von seiner Arbeit, und sie erzählte, wie schön ihr als jungem Mädchen der Dichterberuf erschienen war.

„Ich dachte, er sei wie ein Garten, in dem tausend Blumen sich entfalten und den Dichter mit ihrem Duft berauschten, während er von Rose zu Rose, von Sieg zu Sieg schritt. Aber dann —“

„Dann kam ich langsam zu der Erkenntnis, daß der Dichter erst leiden und kämpfen muß, und nur aus dem Sturm die tiefen Gedanken geboren werden. Und viel später noch lernte ich verstehen, daß er nicht für sich, sondern für die Menschheit Gärten erblühen läßt. Andere berauschen sich an dem Duft seiner Rosen, deren Dornen ihn verwunden, und sonnen sich in den Strahlen, die ihn verzehren.“

Deshalb schreiet er trotz Ruhm und Glanz als einsamer Mann auf steilen Höhen.“

„Auf steilen Höhen“, wiederholte Nidling nachdenklich.

Er fühlte sich verstanden; zum ersten Male begegnete er einer Frau, die nicht dabei stehen blieb, was die Welt von ihm sagte, sondern die Schwelle seines einsamen Ichs überschritt. Ein seltenes Glücksempfinden durchströmte ihn.

Er stand jetzt mit dreißig Jahren auf der Höhe seiner Kraft.

Allein ihm fehlte zur vollen Entfaltung die Frau, die über Verzagtsein und Zweifel hinweghilft und durch ihren Glauben an die göttliche Begabung des Künstlers für ihn die Eingebung und Triebkraft bedeutet.

Er fühlte, daß die Frau, die neben ihm saß, tief in sein Leben und Schaffen eingreifen würde.

„Es wird spät; wir müssen jetzt gehen“, unterbrach Frau Roswald Nidlings Gedankengang.

Sie nahm ihr Kind bei der Hand und erhob sich. „Darf ich Sie nach Haus begleiten?“ fragte er.

Sie nickte ihm ein freundiges Ja zu.

Zwei Wege führten nach ihrer Sommerwohnung; der eine ging durch den Tannenwald, der andere über die Wiese.

Er deutete auf den Feldweg.

„Wir nehmen diesen, nicht wahr?“ Und durch seine Frage klang leise das Glück, das auf Lichtunwobenen Auen lacht, und in seinem Herzen begann sich das starke, urwüchsige Empfinden zu regen, das er im Wald unter der harten Stammrinde der Tannen vernommen hatte.

Vor Frau Roswalds Sommerwohnung trennten sie sich.

„Komme recht, recht bald wieder“, flüsterte Röschen ihm zu, und als er um die Wegbiegung verschwunden war, sagte sie zu ihrer Mutter: „Gost du ihn nicht lieb, Mama? Wir müssen ihn trösten, wenn wir ihn wieder sehen. Er sieht ein wenig traurig aus.“

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Wir werden mit eisernem Schritte zermahlen, was der Herstellung deutscher Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegensteht.  
Bismarck.

### Blätter aus Oesterreichs Heldenbuch.

Die österreichisch-ungarischen Heere haben durch ihr bewundernswürdiges Standhalten in der großen Karpathenschlacht und durch die großartigen Leistungen, die sie hier einem weit überlegenen Feind siegreich begegnen ließ, ein neues Ruhmesblatt ihrer Geschichte zugefügt. Daß es an solchen Blättern auch in früherer Zeit nicht fehlte, bringt uns so recht ein englisch geschriebenes Buch zum Bewußtsein, das von der Gattin eines hohen österreichischen Offiziers verfaßt und den Taten der österreichischen Armee gewidmet ist. Das soeben in der Tauchnitz-Edition erscheinende Werk „The Austrian Officer at Work and at Play“ von der bekannten englischen Romanschriftstellerin Dorothea Gerard, die im bürgerlichen Leben Frau Longard de Longarde heißt, gibt treffende und lebendige Bilder vom österreichischen Offizierskorps in Krieg und Frieden und schöpft in der Schilderung der Heldentaten der österreichischen Soldaten im 19. Jahrhundert z. T. aus noch unerschlossenen Quellen, aus Tagebüchern oder Erzählungen, die sie von Mitkämpfern erhalten hat. Stets haben die Österreicher, auch wenn das Waffenglück einmal gegen sie entschied, die größte Tapferkeit und einen unübertrefflichen Gellemut an den Tag gelegt. Nur wenige denkwürdige Züge derart können hier aus dem inhaltsreichen Buch, das in seiner sachlichen Darstellung zu einem Heldenepos auf Österreichs Heer wird, herausgehoben werden. So müssen stets die „österreichischen Thermopylen“ in der Erinnerung bleiben, die Verteidigung der Engpässe von Malsborghetto und Predil im Mai 1809 durch zwei junge Hauptleute Hermann und Gensel gegen die ganze französische Armee. Die rasch aufgerichteten Bergforts beherrschten den Weg nach Süden, und jede Stunde, die es gelang, die heranrückenden Franzosen aufzuhalten, war von unschätzbarem Wert für die sich zurückziehenden Truppen. „Ich habe den Befehl bekommen, nicht zu verteidigen, nicht zu unterhandeln“, das waren die stolzen Worte, mit denen Gensel die Forderung der Übergabe durch den französischen Befehlshaber beantwortete, während Hermann am Predil, nachdem Malsborghetto endlich gefallen war, den Franzosen, die ihm dies mitteilten, antwortete: „Sant Guerm General, daß ich in keinem Fall und unter keinen Bedingungen den mir anvertrauten Posten verlassen, sondern ihn bis zum letzten Mann verteidigen werde.“ Er gab diese Erklärung schriftlich, und als gegen Ende des Tages zum vierten Mal ein Parlamentär erschien, gab er die lakonische Antwort: „Ich halte mich an mein Schriftliches.“ Gensel und Hermann starben beide den Heldentod, der erstere auf den Mauern seines Bluthauses mit dem Ruf: „Mut, Kameraden!“, der andere das Schwert in der Hand, von den Flammen umflost, die seine letzte Versuchung in Asche legten, an der Spitze der wenigen noch lebenden Soldaten.

Ein ähnliches Ruhmesblatt in der Geschichte des österreichischen Heeres bildet „Die Batterie der Toten“, die den Angriff der Preußen 1866 auf das Dorf Schlarn aufhielt. Bei dem dichten Nebel, der in der Morgenfrühe herrschte, gelang es

den Preußen, unbemerkt nahe herankommen. Ein Leutnant, der in der Dorfstraße von Ehlum plötzlich Fiedelshauben sah, rief in seinem ersten Erstaunen: „Seid Ihr Sachsen oder Preußen?“ „Wir sind Sachsen, Kamerad, komm näher“, lautete die Antwort, aber der Österreicher war misstrauisch geworden und stürzte zurück mit der Kunde, daß die Preußen hinter ihm seien. Ein ungläubiges Gelächter der anderen antwortete ihm, aber während man sich noch über den Geistesfehler lustig machte, nahm der erste Hagel preussischer Gewehr- kugeln jeden Zweifel. Alles, was man nun noch tun konnte, war, die Batterien vor dem Feinde zu retten, und zu diesem Zwecke beschloß der Hauptmann von der Groeben sich mit seiner Batterie zu opfern. Während die andern rasch ab- gezogen, eröffnete er unter einem mörderischen Regen feind- licher Geschosse das Feuer gegen die andringenden Preußen; er selbst fiel, mit ihm die andern Offiziere, 52 Mann und 68 Pferde. Nur der Leutnant Merkel und ein Mann namens Schunt wurden wie durch ein Wunder gerettet. Die „Batterie der Toten“ aber hatte den Feind noch kostbare Zeit im Zaum gehalten. Die Regimentsgeschichten vieler österreichischer Truppenteile erzählen von solchen Heldentaten. Stets haben die österreichischen Krieger gefaßt und stolz, ja sogar heiter zu sterben gewußt. Bezeichnend dafür ist das Verhalten des Generals von Weber, der bei Aspern tödlich verwundet wurde. Napoleon hatte den Sterbenden in das Boot genommen, auf dem er sich vor den siegreichen Österreichern vom linken auf den rechten Flügel der Donau rettete. Der Kaiser zitterte vor Kälte und Aufregung. Mitten auf dem Strom wandte er sich von seinen Gedanken zu dem General und fragte: „Wie geht's?“ „Sehr gut, Sir“, antwortete der Sterbende, „denn ich sehe Sie zittern!“ Solche Gefasstheit zeigte der Oberst Battornah, dem während der Schlacht von Croce Bianca eine Kanonenkugel den Arm abriß. Ruhig gab er das Kommando an den rangnächsten Offizier ab, ritt zu dem Korpsführer Generalleutnant d'Aspre und erstattete in streng soldatischer Haltung den vorgeschriebenen Rapport: „Ich bitte gehorsamste, melden zu dürfen, daß ich meinen rechten Arm verloren habe und mich deshalb aus der Schlacht zurückziehen muß.“ Der Gutsjarenmajors Graf Pejasevic wurde bei Königgrätz schwer verwundet gefangen genommen, und nur durch sofortiges Ab- nehmen des Armes konnte sein Leben gerettet werden. Er weigerte sich aber, die Operation vornehmen zu lassen, bis er von seinem Kaiser die telegraphische Zusicherung erhalten hatte, daß er auch einarmig weiter dienen dürfe. Vorbildliche Geistesgegenwart zeigte Benedek bei dem Angriff auf Mor- tara am 21. März 1849, als er sich plötzlich von überlegenen Streikkräften abgeschnitten sah. Ohne einen Augenblick zu zögern, ritt er im dichten Kugelnregen auf die nächste italieni- sche Division zu und befahl ihr mit lautstehender Stimme, die Waffen zu strecken, da weiterer Widerstand nutzlos sei. Der italienische Befehlshaber verlor seinen Kopf so voll- ständig, daß er glaubte, er sei umzingelt, und sich Benedek ergab. Auf diese Weise rettete Benedek sich selbst und eroberte noch 2000 Gefangene, 6 Kanonen und reiche Beute an Pferden und Wagen.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Das Tischgebet eines ostpreussischen Pfarrers. Nach allem, was man aus unserm einst so schwer bedrängten Ostpreußen hört, dürften die Tage teilsweiser Russenherrschaft daselbst endgültig ihr Ende erreicht haben. Wie böse die Russen dort gehaßt, ist bekannt; bekannt sind auch die unvergänglichen Heldentaten der Verteidiger der ostpreussischen Heimat. Zur Tapferkeit hat sich, wie aus allmählich zur Kenntnis kommen- den Einzelzügen erhellt, oft auch die Geistesgegenwart be- herzter Männer gesellt, um schwere Gefahren vom heimischen Haus und Hof abzuwenden und die Russen trotz ihrer über- mütigen Siegeszuversicht in Respekt zu halten. Dafür bietet auch nachstehende kleine Geschichte eine interessante Unterlage, die wir den Schilderungen des Pfarrers M. in D. aus der Schrift des Generalsuperintendenten Schöttler „Die Russen- zeit“ entnehmen: „Eines Tages kamen gegen 9 Uhr vier russische Offiziere zum Pfarrhause hinauf. Mit geladenen Gewehren und Revolvern traten sie zu mir ins Arbeits- zimmer. Als ich sie eintreten sah, rief ich ihnen, nachdem ich sie gefragt, ob sie Polnisch verständen und sie meine Frage be- jaht hatten, mit ruhiger, aber lauter Stimme zu: „Was

wollen Sie bei mir alten Mann mit Ihren Waffen? Fürchten Sie sich vor mir? Oder glauben Sie, daß ich mich fürchte? Vor acht Tagen sind deutsche Offiziere hier gewesen; sie hatten auch Waffen, aber ließen sie da, wo sie hingehörten, nämlich im Vorzimmer!“ Sie legten die Hand zum militärischen Gruß an die Wähe, erwiderten auf polnisch: „Bitte sehr um Ent- schuldigung!“ und kamen meinem Wunsch ohne weiteres nach. Nun nötigte ich sie selbst in mein Arbeitszimmer, und sie hatten mich, ihrem General samt seinem Stabe, im ganzen zehn Offizieren, ein Mittagessen auf zwei Uhr machen zu lassen. Ein anderes Haus käme hierfür nicht in Betracht, da die Gast- und Gutshäuser im Dorf von ihren Besitzern ver- lassen und insolge dessen von ihren Soldaten geplündert seien. Ich antwortete: „Was ich habe, will ich gern geben: Hühner- suppe, Geflügel, eingemachtes Obst und nach dem Essen eine Tasse Kaffee. Wein habe ich nicht mehr.“ Die Offiziere waren sehr dankbar für das Gebotene und sagten, wegen des Weines brauche ich mir keine Mühe zu machen, sie würden selbst welchen mitbringen. Kurz nach zwei Uhr erschien denn der russische General mit seinem Stabe. Ich empfing ihn an der Haustür, und er überreichte mir beim Eintritt eine Flasche Wein, die er sich von seinem Adjutanten reichen ließ, mit den Worten: „Dar gos'zimny“, d. h. „als Gastgeschenk“. Ich geleitete ihn durch mein Arbeitszimmer in die „gute Stube“, bat ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen und setzte mich zu ihm, während sein Gefolge sich in den anstoßenden Räumen, zu denen die Türen offen standen, zwanglos verteilte. Als nach einer Viertelstunde unser Dienstmädchen meldete, daß angerichtet wäre, bot ich dem General meinen Arm und führte ihn in das Wohnzimmer. Hier fand ich zu meinem Er- staunen drei der Offiziere, die es sich bereits auf den Plätzen oben am Tisch bequem gemacht hatten. Ich rief ihnen zu: „Meine Herren, bei uns ist Sitte, daß sich die älteren Herren zuerst und die jüngeren zuletzt setzen. Bitte, stehen Sie auf und machen Sie dem Herrn General Platz. Oben sehe ich, zu meiner Rechten wird der Herr General Platz nehmen!“ Sie standen ohne weiteres auf, machten ihr Souvenir — der russische Offizier tut das auch ohne Kopfschüttelung — und begaben sich auf andere Plätze. Nun sagte ich zu allen: „Meine Herren, Sie sind hier in einem evangelischen Pfarrhause. Da setzt man sich nicht ohne Tischgebet zum Essen. Ich fordere Sie auf, mit mir die Hände zu falten und zu beten!“ Sie folgten auch hier anstandslos und ich betete mit lauter Stimme in deutscher Sprache unser Tischgebet. Nachdem wir uns gesetzt, gab ich dem General und mir die Suppe auf und wandte mich dann an die übrigen mit den Worten: „Sie haben wohl die Güte, sich selbst zu bedienen!“ Alle machten Souvenir, antworteten: „Prosque barzao, merci!“ („Bitte sehr, danke!“) und holten sich ihre Suppe. Zu meiner Linken hatte sich ein russischer Militärarzt gesetzt, der jede meiner Bewegungen genau beobachtete. Als die Suppe aufgegeben war, saßen sie alle erwartungsvoll zu mir herüber. Keiner rührte seine Suppe an. Ich verstand, was sie dachten, nahm lächelnd meinen Rüssel, rief: „Bez truzizni, moie panowie!“ („Ohne Gift, meine Herren!“) und fing an zu essen. Nach der Suppe wurde von einem jüngeren Offizier der Wein eingeschenkt, den vorher ein russischer Soldat in einem Fäßchen ins Haus gebracht hatte. Von allen Seiten wurde mir mit den Worten: „Prosit, Pan Pastor!“ zugebracht. Das Essen verlief ohne bemerkenswerte Vorkommnisse. Nach dem Essen ließ ich gleich den Kaffee reichen, zu welchem die Russen den Zucker wie Gebäck knabberten. Die Unterhaltung kam auch auf den Krieg. Der General sagte u. a.: „Sie, Herr Pastor, stehen uns dafür ein, daß auf russisches Militär seitens der Zivilbe- völkerung nicht geschossen wird. Sonst werden Sie selbst er- schossen nebst allen männlichen Einwohnern; auch wird der Ort selber abgebrannt.“ Meine Antwort lautete: „Von den wenigen Leuten meiner Gemeinde, die hier geblieben sind, wird sicherlich nicht geschossen werden, da sie ja keine Schuß- waffen haben. Doch für fremde vagabondierende Flüchtlinge kann ich die Verantwortung nicht übernehmen. Sollte es aber wirklich dazu kommen“ — so fuhr ich lächelnd fort — „daß ich erschossen werde, so bitte ich Eure Exzellenz, mich wenigstens durch Offiziere erschießen zu lassen.“ Der General streifte meine Hand und erwiderte: „Es wird ja sicher nicht dazu kommen!“ Und es ist auch nicht dazu gekommen! — Nach nochmaligem Tischgebet standen wir von der Tafel auf, ich bot ihnen Zigarren an und die Herren verabschiedeten sich, ohne daß ich noch weiter von ihnen behelligt worden wäre.“



# Neues vom Büchermarkt.



## Kriegsliteratur.

**„Das Volk in Waffen.“** Vaterländisches Viederspiel von Paul Oskar Höder. (Verlag Illstein u. Co., Berlin und Wien.) In den ersten Wochen des Kriegs wurde dieses nationale Festspiel des bekannten Romandichters, der ja nun auch draußen im Felde steht, jeden Abend aufgeführt. Es wird vielen auch in Buchform willkommen sein als lebendige Wiedergabe einiger charakteristischer Bilder aus dem Sturmjahre 1813: Die Erhebung in Breslau, die Lützower bei Rügen, Blücher in Leipzig.

**„Du mein Masuren“** von Fritz Stowronnek. (Otto Janke, Berlin.) Eine Skizze aus der Tannenberger Schlacht leitet diese Sammlung heimatlicher Geschichten und Gestalten aus der uns jetzt so vertrauten Seengegend Ostpreußens ein. Da der Verfasser sich überall als intimer Kenner von Landschaft und Volksleben erweist und geschickt zu schildern versteht, wird man ihm gerne zuhören.

**„An der Spitze meiner Kompanie.“** Drei Monate Kriegserlebnisse von Paul Oskar Höder, Hauptmann der Landwehr. In dem vorliegenden frisch und flott geschriebenen Büchlein schildert uns Höder die Leiden und Freuden seiner Landwehrkompanie im Kriege. Der drastische Humor des „Schlachterlari“, des Berliner „Totengräbers“ kommt zu Wort, die Kämpfe mit Franktireuren werden geschildert, und das Leben im Schützengraben wird uns lebendig vor Augen geführt. Die frohe Unbesümmtheit unserer Landwehr, ihr prächtiges Draufgängerturn macht uns das Herz weit und stolz, und das Gebet des Landwehrhauptmanns Höder, als der Tod ihm droht, vermag das Herz des Lesers zu erheben und ihm die Überzeugung beizubringen: es mag doch schön sein, für das Vaterland zu sterben. C. S.

**„Nach der Schlacht.“** Ein Kriegstagebuch, dargeboten von Helene Christaller, Otto Frommel, Hermann Hesse, Paul Rabor, Richard Nordhagen, Fritz Whilippi, Leo Sternberg, Paul Wüst. (Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W.) Die wohlbekannten Namen der einzelnen Mitarbeiter dieses Büchleins, von denen jeder eine wirkliche Persönlichkeit bedeutet, bürgen für die Güte des Inhalts. Auch nassauische Poeten sind darunter und gerade die besten: von Fritz Whilippi finden wir zwei Dichtungen und eine innig gefühlte Geschichte, von Leo Sternberg Proben seiner kraftvoll eigenartigen Kriegsliteratur. Am umfangreichsten ist die tief schürfende Ansprache Prof. Rabor's „von der Gerechtigkeit unserer Sache“, alles übrige ist wert des großen Augenblids.

**„Am Feinde.“** Der Aufschußzug in Ostpreußen von Wilhelm Meißner. (Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn.) Wie ein deutscher Soldat, der freilich zugleich ein geistvoller Schriftsteller ist — durch seine frühere Tätigkeit an unserem Blatte den Lesern wohl bekannt — mitten unter den gewaltigsten Strapazen und Entbehrungen es fertig bringt, nicht nur alles Neue und Unerhörte scharf und lebendig zu beobachten, sondern zugleich über das innerste Wesen dieser Dinge sich grübelnd auseinanderzusetzen, das ist recht bezeichnend für den deutschen Geist, in dem sich jetzt die mächtig ausgreifende Latenz mit dem alten Sinnen- und Philosophieren zu unüberwindlicher Einheit zusammenknetet. Als einer der bedeutendsten Beiträge zur Psychologie des Kampfes darf dies Büchlein herzlich empfohlen werden.

\* Heinrich Federer: „Das letzte Stündlein des Papstes.“ Johannes Jegerlehner: „Soblich“, eine schweizerische Soldatengeschichte. „Feuerschein“, Novellen aus dem Weltkrieg, gesammelt von Karl Wisse, Hermann Hesse: „Musik des Einsamen.“ Neue Gedichte. (Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn.) Zu den schmucken Bändchen der Salzserischen Miniaturbibliothek, die mit Recht so weite Verbreitung fanden, von denen Tausende vor allem jetzt ins Feld gesandt werden, sind diese neuen hinzugekommen. Federer's Novellen stehen voran in ihrer klassischen Formung und tiefen Innigkeit. Das Viebes-ebangelium des heiligen Franz verbindet die einzelnen Geschichten zu wunderbarer Einheit, und neben dem tiefen Ernst dieser religiös besetzten Weltanschauung geht der kindliche Humor des reinen Gemütes einher. Auch ein tüchtiger Schweizer ist Johannes Jegerlehner, dessen Soldatengeschichte gesund und ehrbar sich kundgibt. Die Wisse'sche Sammlung bringt Skizzen und Episoden aus dem unmittelbaren Erleben der Gegenwart. Karl Wisse selbst, ferner Franz Adam Beyerlein, Karl Hans Strobl, Ernst Hammer, Fritz Döring haben in diesen kleinen Bildern das Beste ihrer Kunst zusammengefaßt. Eine zarte, feine Melancholie durchzieht die meisten von Hermann Hesses Dichtungen, deren Sprachgewalt und künstlerische Innigkeit sich Gehör erzwingt und nicht mehr losläßt. Eine große Tradition der Empfindungs-kunst ist hier gewahrt und mit Eigenart erfüllt. So wird das Büchlein zum Brevier für stille Stunden.

## Heilkunde.

\* A. Lorand: „Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung durch hygienische und therapeutische Maßnahmen.“ Eine Anleitung zum rationellen Denken. (W. Klinckschmidt, Leipzig.) Wenn man den entwickelten, reifen Menschen als ein Produkt von Anlage und Umwelt (Milieu) auffaßt, so hat man je nach dem Standpunkt, welcher von den beiden Faktoren der stärkere ist, die Möglichkeit, die Entwicklung eines Menschen zu beeinflussen. Im ganzen genommen hält man zurzeit die Anlage für das wesentliche stärkere Moment, so z. B. A. Hegar, der weltweite Arzt in einem kürzlich bei F. F. Bergmann hier selbst erschienenen Aufsatz über Kriminalität. Anderer Meinung ist der Verfasser des obigen Werkes; er legt der Beeinflussung unserer geistigen und seelischen Möglichkeiten durch Ernährung, Sport, vernünftige Lebensweise eine meines Erachtens zu große Wichtigkeit bei; überhaupt ist die Kritik nicht die stärkste Seite des Werkes, das aber von der Veleseheit und von dem Fleiß des Autors ein sehr rühmliches Zeugnis ablegt. Auf Einzelheiten einzugehen verbietet der Raum. L.

\* Populäre Medizin. Im Verlag von Edmund Demme in Leipzig sind folgende billige Schriftchen erschienen: „Die Herzkrankheiten“, Ursachen, Entstehen, Erkennen (Diagnose), Formen, Behandlung. Vom neuesten „biologischen“ Standpunkt aus bearbeitet und reich illustriert von Dr. med. Walser. 4. Auflage. — „Arterienverkrüftung des Herzens und des Gehirns“, Ursachen, Verhütung und Behandlung mit besonderer Berücksichtigung der Nahrung und des Schlagflusses. Von Dr. Boncamp und Dr. Walser. 13. Auflage. — „Die Nagen- und Darmkrankheiten“, deren einheitliche Ursachen, Entstehen, Verhütung und Behandlung. Von Dr. med. Walser. 3. Aufl. — „Die Selbstvergiftung die Grundursache der Krankheiten.“ Gründliche Heilung resp. Verhütung derselben durch eine erprobte Blutentgiftungsfur, Blutentfäuerung und Blutentgung. Populär dargestellt von Dr. med. Walser. 3. Aufl. — „Sicht, Rheumatismus, Süßweh“ (Schias und Zuckerkrankheit). Verhütung und naturgemäße Behandlung. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. med. Walser. 6. Aufl. — „Die Ohrenkrankung, eine Selbst- oder Bakterien-Vergiftung.“ Wie entgiftet oder heilt man dieselbe radikal durch ein praktisches erprobtes hygienisch-diätetisches Behandlungsverfahren? Für Laien populär bearbeitet von Dr. med. Walser. 6. Aufl.

\* Kunstwart und Kulturwart. (Kriegsausgabe zum halben Preis.) (München, Georg D. W. Callmeh.) Aus dem reichen Inhalte der letzten Hefte haben wir einiges besonders Bedeutungsvolle hervor. So Abenarius' freundschaftliche Auseinandersetzung mit Karl Spitteler, die um so beachtenswerter ist, da seit Jahren gerade der Kunstwart für den Schweizer Dichter so energisch eintrat. Möchte mancher die Tonart auch schärfer wünschen, so sind hier doch auch die Trennungslinien entschieden betont. E. Buchs, der auch hier wohlbekannte Müllersheimer Volksparrer, gibt wertvolle Gedanken über das Thema „Die Arbeiter und der Krieg“. Reinhold Seeberg, der Theologe, bringt seinen geistvollen Vortrag über Genie und Geldentum. Ganz merkwürdige Dinge offenbart über die Lügenarbeit unserer Gegner der Artikel des Herausgebers über „Tageblatt-Geist und Widerfälschungen in Frankreich“. 5 Abbildungen charakterisieren die Verfalls dieser Fälschungen. Zahlreiche Einzelaufsätze von Hermann Mulhstus, Paul Maros, Georg Nidden u. a. zeigen, wie Kunst und Leben dem großen Geiste der Zeit sich anpassen soll; die Rubrik „Vom Heute fürs Morgen“ bringt zahlreiche Besprechungen und Anregungen, sehr reichhaltig sind wieder die Beigaben künstlerischer und musikalischer Art.

\* „Hochland.“ Herausgeber Karl Muth. (Verlag der J. F. Kölschen Buchhandlung, Rempten.) Heft 4-6 des 12. Jahrgangs enthalten von größeren Artikeln u. a.: „Ein Blatt aus Belgiens Geschichte“ von Charlotte Wimmerhoffert. „Aus den Papieren eines englischen Offiziers“ mitgeteilt von A. Deininger. „Das russische Meer in der Kriegsgeschichte“ von A. Weibtreu. „Die Verwendung von Luftfahrzeugen im Kriege“ von Generalmajor Neureuther. „Englische Politiker von heute“ von Univ.-Prof. Dr. St. Mendelssohn-Bartholdy. „Österreich und der Balkan von Univ.-Prof. Dr. A. Croust. „Die sittliche Berechtigung und Bedeutung des Krieges“ von Univ.-Prof. Dr. Aug. Meiser. „Die irische Frage“ von Privatdozent Dr. A. Birck. „Englands Landungsfrage“ von Prof. Dr. P. Solzhayen u. w. Zahlreiche Einzelaufsätze in den Rubriken Kleine Bausteine, Kritik, Hochland-Gespräche und Rundschau schließen sich an. Der Roman „Haus Eberking“ von Ilse von Stach wird fortgesetzt, allerlei Kunstbeilagen ergänzen den Anhalt der vornehmen Monatschrift.